

Sozialwissenschaftliche Katastrophenforschung und Sicherheitsdiskurs*

Wolf R. Dombrowsky/Alexander Siedschlag

1 Einleitung

„Es war einmal ...“ – Viele Märchen beginnen so, nicht aber Wissenschaft, und dennoch wäre dieser gänzlich ungebräuchliche Anfang geeignet, um auf einen beinahe märchenhaften Wandel aufmerksam zu machen: Zu Beginn der 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts gab es in Deutschland noch keine Katastrophenforschung, schon gar keine soziologische. Es gab Spezialisierungen in anderen Disziplinen, die sich mit „Fehlverläufen“ befassten: die Arbeitsforschung, die ingenieurwissenschaftliche Sicherheitsforschung, die Materialforschung, und es gab in den USA „*hazard research*“ und „*disaster research*“, die freilich in Deutschland, bis auf ganz wenige Ausnahmen in den Geowissenschaften, noch nicht rezipiert worden waren (dazu Felgentreff/Dombrowsky 2008). Die Selbstbezeichnung „Katastrophenforscher“ erregte eher belustigtes Unverständnis („was es alles gibt!?“), zugleich aber auch wachsendes Interesse.

Heute ist die Katastrophenforschung etabliert, lässt sich Katastrophenmanagement in unterschiedlichsten Kombinationen studieren und mit ihren Ergebnissen Schaden vermeiden und Geld verdienen. Angesichts immer bedrohlicher erscheinender Katastrophen, vom nuklearen GAU und der Gefahr terroristischer Nutzung von Massenvernichtungswaffen bis zum Klimawandel, ist das Unverständnis verschwunden und aus Interesse Notwendigkeit geworden. Definitionen umfassender Sicherheitsforschung schließen Dimensionen der Katastrophenforschung ein.¹

* Dieser Beitrag greift in Teilen zurück auf: Wolf Dombrowsky: Entstehung und Ansätze der Katastrophensoziologie, in: Alexander Siedschlag (Hg.): Jahrbuch für europäische Sicherheitspolitik 2009/2010. Baden-Baden: Nomos, 2010, 53-60. Er basiert zudem teilweise auf der Weiterentwicklung eines Textes, der eine *contribution in kind* zum Projekt SFI@SFU „Entwicklung eines Instituts für umfassende Sicherheitsforschung an der Sigmund Freud Privat Universität Wien“, gefördert vom österreichischen Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (bmvit), im Rahmen des österreichischen Sicherheitsforschungsprogramms KIRAS (<http://www.kiras.at>), war.

1 Auf europäischer Ebene wurde bereits 2006 vom *European Security Research Advisory Board* (ESRAB) eine Leitdefinition von Sicherheitsforschung vorgelegt. Sicherheitsforschung (*security*

Von Anbeginn lautete die häufigste Frage, was denn ein Katastrophenforscher überhaupt mache – und sie wurde von Dombrowsky (2004) mit einer stereotypen Antwort versehen:

„Sie untersucht, wie Katastrophen entstehen, wie sie ablaufen, was Menschen davor, während und danach machen, ob sie daraus etwas lernen und vor allem, warum sie so häufig nichts zu lernen scheinen, sondern so weitermachen (wollen) wie vor der Katastrophe.“

Anfangs erschien diese Antwort sinnfällig und den meisten, die sie bekamen, vermutlich auch. Allmählich aber regten sich Selbstzweifel. Die Dreiteilung in ein „Davor“, „Während“ und „Danach“ war kaum analytisch, sondern eher allegorisch. Das ewig aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geflochtene Band der Zeit wird „plötzlich und unerwartet“ zerrissen. „Aus heiterem Himmel“ bricht „Etwas“ herein in den Alltag und durchkreuzt das Gewollte und Geplante, das gemeinhin „Normalität“ geheißen wird, wie ein Donnerschlag (vgl. Bazerman/Watkins 2004). Nichts wünscht man sehnlicher, als alles ungeschehen machen und zurückkehren zu können zum vorherigen Zustand und seinem reibungslosen Funktionieren. Schnell aufräumen und so tun, als sei es nur ein Alb, erscheint daher so logisch wie *psycho*-logisch.

Was also macht daran keinen Sinn, woraus erwächst der Zweifel? Es mag paradox erscheinen, doch ist es geradewegs die Eingängigkeit des Sinnhaften selbst. Ohne zur Besinnung kommen zu lassen, huscht die Sinnhaftigkeit des gesunden Menschenverstandes über die Bedingungen der Möglichkeit hinweg, dieses hereinbrechende „Etwas“ *als solches* wahrnehmen zu können. Noch bevor man es wahrnehmen *könnte*, hat es die Welt schon für *wahr* genommen und je eigene Wahrheiten daraus verfertigt – lauter sekundäre Funktionalitäten im Gefolge eines zusammengebrochenen Funktionierens: die Inszenierungen der Medien, die Transformationen in Leistungserbringungen durch Institutionen und Hilfsorganisationen, die Symbolisierungen durch Politik oder Religion und schließlich die Wandelungen in Thrill, Sensation, Skandal oder Erbauung durch ungezählte *stakeholder* rund um die Welt.

research) bezeichnet demnach „Forschungsaktivitäten mit dem Ziel, Schaden von den europäischen Gesellschaften, Menschen, Organisationen, Einrichtungen, materiellen und immateriellen Gütern sowie Infrastrukturen abzuwenden, indem gegen sie gerichtete ungesetzliche oder mit böswilliger Absicht begangene Handlungen erkannt, verhütet und abgeschreckt werden, Vorbereitung und Schutz verbessert, der Schaden begrenzt und die operationelle Kontinuität nach solchen Anschlägen (ebenso wie nach Natur- und Industriekatastrophen) gewahrt wird.“ (European Communities 2006: 18, eigene Übersetzung). Die Bezüge der Sicherheitsforschung zur Katastrophenforschung werden vor allem im Zuge der Einführung von Europäisierungspotenzialen im Bevölkerungsschutz mit Titel XXII/Art. 196 des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union stärker.

Natürlich lässt sich in dieser Differenzierung die naive Sicht des jungen Studenten erkennen. Gunnar Myrdal (1971: 8) verlieh ihr damals Ausdruck: „Wie kann man die Suche nach der ‚reinen‘ Wahrheit mit moralischen und politischen Wertungen vereinbaren?“ Im „Wie“, so Myrdal (1971: 7), wurzeln natürlich die „beiden wichtigsten methodologischen Grundfragen, denen sich der Sozialwissenschaftler gegenübersteht: Was ist Objektivität, und wie kann [...] (er) sie erarbeiten, wenn er Fakten und ihre kausalen Beziehungen zueinander untersucht?“ Myrdal verabreichte damals allen, die „die“ Gesellschaft verändern und zugleich Wissenschaftler werden wollten, eine bittere Pille. Um systematische Fehler in der Forschung und damit falsche Folgerungen für die Anwendung vermeiden zu können, muss man sich „befreien“, „freihalten“ und „entziehen“, – nämlich vom „erdrückenden Erbe vorhandener Literatur“, vom „Einfluß des kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Milieus seiner Gesellschaft“ und vom „Einfluß seiner eigenen Persönlichkeit“, die von Herkunft, Umwelt, Biographie und Neigungen geprägt sei (Myrdal 1971: 7f.).

Myrdal geht damit über die Postulate der von Max Weber initiierten Werturteilsdebatte hinaus. Weber hatte ein Evaluierungsprogramm entwickelt, bei dem neben der systematischen Abwägung von Zielen und Mitteln sowie ihrer gewollten und ungewollten Folgen zwar auch das Wollen des wertenden Menschen selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung gemacht werden kann, aber nur in Form von „Kenntnis der Bedeutung des Gewollten“ im Sinne einer selbstkritischen Beurteilbarkeit jener „letzten Axiome“, für welche die handelnden Menschen „teils wirklich, teils vermeintlich“ kämpfen (Weber 1968 [1904]: 189). Weber schloss den Wissenschaftler dabei nicht ein, Myrdal hielt dies für einen gravierenden Fehler des Wissenschaftssystems.

2 Wissenschaftstheoretische und wissenschaftssoziologische Grundlagen

Nun ist die Entwicklung nicht stehen geblieben. Sowohl die Wissenssoziologie im Besonderen als auch die Wissenschaftstheorie im Allgemeinen haben sich dieser Fragen angenommen. Gleichwohl stellen sie sich innerhalb der Katastrophenforschung in unveränderter Radikalität. Dass die wissenschaftstheoretischen und wissenschaftssoziologischen Weiterungen noch nicht in Methodenwerke wie Stallings (2002) und Rodríguez/Quarantelli/Dynes (2006) vorgedrungen sind, könnte mit dem von Myrdal postulierten Tabu zusammenhängen.

Doch schon nach Sjöberg (1962) ist eine „Katastrophe“ nicht die Definition eines Ereignisses, sondern ein weltanschauliches Konzept, um bestimmten Ereignissen im Rahmen jeweiliger Deutungskulturen Sinn zu verleihen. Gelingt dies nicht, werden wissenschaftstheoretisch gesehen immer noch nicht die Er-

eignisse, sondern die fehlenden Kenntnisse und „katastrophenkulturellen Fertigkeiten“ zum Desaster (Clausen/Dombrowsky 1983: 20). Das beginnt schon bei der Fertigkeit offizieller Stellen, unterschiedliche Perspektiven zuzulassen; denn eine Katastrophe ist kein physisches Ereignis und ein physisches Ereignis ist keine Katastrophe (Quarantelli 2005: 343). Sozialwissenschaftlich gesehen handelt es sich bei einer Katastrophe um „ein Modell der Vorstellung, das maßstabsgerecht die gesellschaftlichen Standards des Begreifens begrifflich abbildet.“ (Dombrowsky 1989: 5). Jedenfalls war sich schon die frühere Zivilschutzforschung einig:

„Ein Ereignis ist *nicht an sich* katastrophenhaft: Es hängt immer von gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen ab, welches Ereignis als Katastrophe gilt – und welches nicht. [...] Die Kommunikation über Katastrophen kann daher nicht mit dem Schema ‚richtig – falsch‘ beobachtet werden: Es gibt keine privilegierte gesellschaftliche Position, von der aus die einzig korrekte Definition von Katastrophen getroffen werden könne. Die Vorstellung, daß eine objektive, jeden Beobachter gleich verpflichtende Risikowahrnehmung möglich ist, muß abgelehnt werden. [...] Gerade im Zusammenhang mit Akzeptanz (staatlicher Kommunikation) ist von Bedeutung, wie sehr die Rezipienten dieser Kommunikation in die Situationsbestimmung mitbezogen werden: Legt man nämlich eine Situationsdefinition zu einseitig fest und berücksichtigt dadurch andere Perspektiven – z.B. die von bestimmten Bevölkerungsgruppen – nicht genügend, kann man von dieser Seite nicht mit Zustimmung für seine eigene Perspektive rechnen.“ (Ruhrmann/Kohring 1996: 20)

Das pragmatischer formulierte Ausgangsproblem aller Katastrophenforschung findet sich in Myrdals Frage (1971: 8) nach der Beziehung zwischen „Verstehen“ und „Verändern“. Die Katastrophenforschung ist ganz besonders inter- und vor allem transdisziplinär. Menschen in Not zu Hilfe zu kommen, gilt als humanitäres Grundprinzip. Als „letztes Axiom“ erscheint es unhintergebar. Bereits hierin könnte eine tragfähige Erklärung liegen, warum die Katastrophenforschung nicht nach „Kenntnis der Bedeutung des Gewollten“ sucht und der Katastrophenforscher nicht danach, wovon er sich „befreien“, „freihalten“ und „entziehen“ müsste. Tatsächlich wird „Katastrophe“ weitgehend als eine normativ-ontologische Kategorie verwendet; allerdings als negatives Momentum, das die jeweiligen positiven Leitbilder betroffener Kollektive aktualisiert, bestätigt, bestärkt und entfaltet. Der Logik nach ist das Argument trotzdem philosophischen und politikwissenschaftlichen Ansätzen nachgebildet, die normative Positionen als seinsinhärent betrachten, insofern auch empirisch sind. Klassische Beispiele wären das Leitbild des guten Lebens (Aristoteles) oder der Gerechtigkeit (vgl. John Rawls).

Aus moralischer und ethischer Sicht darf man eine Katastrophe nicht gut finden, gilt es als verwerflich, sich durch sie oder gar an dem von ihr bewirkten

Leid zu bereichern. Katastrophe bewirkt Mitgefühl, Mitleid, Solidarität, vor allem aber Hilfe und Spendenbereitschaft. Aus dieser Perspektive werden Katastrophen wahrgenommen und zugleich inszeniert: Die Bilder von Zerstörung, Leid und hilflosen Opfern finden ihre korrespondierenden Gegenüber, die Mitgefühl empfinden und helfen wollen. Insofern ist „Katastrophe“ ein binärer Mechanismus; er dichotomisiert in Helfer und Hilflose, doch wird nicht auf die Hilflosen abgestellt, sondern auf die Abläufe und Wirkungen des Helfens.

Radikalisiert man die Dichotomisierung in Helfer hier und Hilflose dort in Richtung souverän Handlungsfähige hier und abhängig Unfähige dort, stellt sich eine schwer erträgliche Bedeutungsverschiebung ein. Sie ließe sich am ehesten mit Goffmans (1973) Theorem der totalen Institution fassen. Wie Patienten in einem Krankenhaus dessen organisatorischen und medizinischen Abläufen, so werden auch die Opfer einer Katastrophe den Prozeduren all jener Beteiligten unterworfen, die zusammen das System „Katastrophenhilfe“ formen. Wann welche Hilfe wem in welcher Reihenfolge und welchem Maß zuteil wird, entscheiden nicht die Betroffenen, sondern die Helfenden. Häufig genug entscheiden sie es nach ihren eigenen Lagebeurteilungen und Einschätzungen, nach den Prinzipien ihrer Organisationszugehörigkeit, nach logistischer Verfügbarkeit oder schlicht nach vorhandenem Angebot.

Und so prallen deutlich geschiedene Positionen aufeinander: eine distanziertere Beobachterposition und eine eher naive Sicht auf das Wesen der Dinge. Letzteres bedeutet die Auffassung, dass nämlich das „Etwas“, das da ins Leben schlägt, *eigentümlich* ist, also Wesentliches birgt, das abweicht von dem, was in Windeseile transformiert wird in wahr Genommenes, noch bevor man es wahrnehmen kann. Man hat es also mit zwei Differenzen zu tun: der zwischen Wahrnehmen als erkenntnisbildendem Vorgang und für wahr Nehmen als gesellschaftlich organisierten Rezeptionsvorlagen auf der einen und der zwischen dem „Ding an sich“ und seiner vielfältigen Gestaltgebung auf der anderen Seite.

Der Begriff „Gestalt“ ist mit Bedacht gewählt. Er birgt sowohl das, was Friedrich Sander (1928) „gegliederte Ganzheit“ nannte, als auch die Philosophie konstituierende Differenz von Form und Wesen. „Katastrophe“ lässt sich als solche gegliederte Ganzheit verstehen, bei der allerdings Formen und Wesen nie übereinkamen. Katastrophe als Konzept war *ab ovo* Orientierung zum *wahr* nehmen: Als Ausgang des Kosmologischen, als Benennung als Bannung: das gemeinhin als „Katastrophe“ bezeichnete *Etwas* wahrzunehmen.

3 „Anlassfallbezogene“ Ausgangspunkte

Am ehesten noch lässt sich für die Katastrophensoziologie deutscher Prägung ein Anfang bestimmen. Die Erweiterung der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern um den Ausschuss „Psychobiologie“ führte, neben Psychiatern und Medizinerinnen, auch zur Berufung eines Soziologen und in der Folge zur sozialwissenschaftlichen Erforschung menschlichen Verhaltens vor, während und nach Katastrophen.²

In den USA, dem Stammland der soziologischen Katastrophenforschung, gilt vielen die Analyse von Prince (1920) zur Explosion des Munitionsfrachters „*Mont Blanc*“ am 6. Dezember 1917 in der Hafenausfahrt von Halifax als der eigentliche Anfang, doch ist auch dies umstritten. Nicht umstritten ist dagegen, dass die Explosion von Halifax zur Berechnungsgrundlage für den Atombombenabwurf auf Hiroshima diente. Bonansinga (2004) zeigte am Beispiel des in Vergessenheit geratenen Untergangs der „*Eastland*“ am 24. Juli 1915 im Chicago River, dass es auch schon vor der „*Mont Blanc*“ Schiffsunglücke gab, die systematisch untersucht wurden und zu weit reichenden Konsequenzen führten. Clary (1985: 20) und Buford (1949) konnten am Beispiel der Feuersbrunst von Portsmouth (New Hampshire) im Jahr 1803 und anhand zahlreicher Eisenbahnunglücke während der 1880er-Jahre im Mittelwesten der USA nachweisen, dass diese Ereignisse zu einschlägigen Gesetzen führten, die man heute als Katastrophenschutzgesetzgebung bezeichnen würde. Sobald die öffentliche Sicherheit und Ordnung und die Existenz größerer Populationen gefährdet erschienen, wurden diese Gesetze umgehend erweitert und angepasst (siehe Godschalk u.a. 1999). Neben Bränden und Unfällen bewirkten dies vor allem Gefährdungen der Ernährungslage (vgl. Sivakumar/Motha/Das 2005) und die dadurch ausgelöste massive Folge fundamentalen sozialen Wandels (vgl. Singleton 2000).

Andere halten den Zweiten Weltkrieg für die Entstehungsgrundlage der Katastrophensoziologie und die „*U.S. Strategic Bombing Surveys*“ (1944-1947) für die wissenschaftliche Urschrift. Ab 1944 untersuchten mehr als 1 000 Experten aus Wissenschaft, privatem und öffentlichem Sektor sowie Militär und Nachrichtendiensten die gesellschaftliche Verfasstheit der Kriegsgegner und ihrer Verbündeten, um deren Potenziale, Schlagkraft, Durchhaltefähigkeit und Verletzbarkeit in Erfahrung zu bringen, lange bevor Termini wie „*vulnerability*“ oder „*resilience*“ Mode wurden. Ein Kernbereich im „*Survey Europe*“ untersuchte erstmals auf breiter empirischer Grundlage die Bedingungen für sozialen Zu-

2 Ursprünglich sollte Niklas Luhmann in die von Innenminister Heinemann initiierte Schutzkommission berufen werden, doch schlug er Lars Clausen vor. Clausen wurde 1971 berufen; unter seiner Leitung bearbeitete Wieland Jäger das erste Forschungsprojekt. Mit ihm begann Katastrophensoziologie in Deutschland (dazu ausführlicher Dombrowsky 1995).

sammenhalt und normative Bindekraft, um die Wirkung von Massenbombardements beurteilen zu können.

Auch innenpolitisch beeinflusste der Zweite Weltkrieg die Entstehung einer soziologischen Katastrophenforschung: Um die kriegsbedingten „Ausdünnungs- und Mangellagen“ zu mildern, riefen die *Federal Housing Administration* (FHA) und die *Veterans Administration* (VA) Unterstützungsprogramme für junge Familien sowie Kreditprogramme zur Existenzgründung (insbesondere im ländlichen Raum – „*urban sprawl*“), zur Stadterneuerung und zur Verkehrsinfrastrukturentwicklung ins Leben. Allerdings bewirkten diese Programme schwerwiegende Folgeprobleme. Immer mehr Unerfahrene und Ungebildete erschlossen, bebauten und bewirtschafteten dafür immer weniger geeignete Gebiete, so dass sich Umfang und Häufigkeit von Fehlentwicklungen bis zu Katastrophen sprunghaft erhöhten (Platt 1999: 11). Der Kongress reagierte darauf mit weiteren, spezifischen Hilfsprogrammen und einschlägigen Gesetzen, allen voran dem „*Disaster Relief Act*“ von 1950.

Schon bald wurde „*disaster research*“ als akademisch gelehrtens Anwendungswissen exportiert, vor allem in Länder, die aufgrund ihrer naturräumlichen Gegebenheiten häufig von folgenschweren Katastrophen betroffen waren. Die historisch gewachsene Vernetzung von Personen und Funktionen verschmolz Ingenieurwissenschaften, Geographie, Medizin, Psychiatrie, Psychologie und Soziologie zu „*disaster research*“, ohne sich anfangs um klare disziplinäre Profilierung zu kümmern. Bereits in den 1960er-Jahren hatte sich eine interdisziplinäre Katastrophenforschung etabliert, die internationale Anerkennung und Verbreitung fand (vgl. Quarantelli 1960).

4 „Katastrophe“ und „Sicherheit“

Nicht nur fachgenealogisch, sondern auch erkenntnistheoretisch ist die „Katastrophe“ damit gar nicht weit von der „Sicherheit“ entfernt. Luhmann (1990: 134) hielt „Sicherheit“ für einen Ausdruck einer „sozialen Fiktion“, die kein zu produzierendes Kollektivgut sei, sondern ein soziales Konstrukt mit dem Ziel der Komplexitätsreduktion, um in einer unüberblickbaren Umwelt die Möglichkeit zu wahren, überhaupt noch sinnhaft zu handeln. Im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehen dann gesellschaftlich konstruierte Sicherheitsverständnisse. Dann aber muss man in Forschung und Praxis berücksichtigen, dass gesamtgesellschaftlich verbindliche Definitionen von Sicherheitsbedrohungen, Katastrophen und Sicherheitsstrategien sowie Katastrophenmanagement mit Epistemologie verknüpft sind: damit, was als verlässliches, legitimes Wissen gelten kann, auf

dem sich Entscheidungen aufbauen und begründen lassen (vgl. aus dem Blickwinkel der internationalen Sicherheit: Terriff u.a. 1999: 101).

Die kulturelle Risikotheorie (Douglas/Wildavsky 1982) nimmt sogar an, dass Auffassungen von Sicherheit und Katastrophe und entsprechende Praxisstrategien eng an soziokulturelle und organisationssoziologische Muster gebunden sind. Demzufolge gäbe es dann keinen sinnvollen generellen Ansatz von *human factors* oder *societal security*, und auch keinen praktikablen *all-hazards approach* in der Katastrophenforschung oder dem Katastrophenmanagement. Katastrophen ebenso wie ihre Bewältigung hätten demnach den Sinn und Zweck, kognitive und soziale Systeme innerhalb einer Kultur zu bestärken bzw. zu bestätigen und dadurch die symbolischen Quellen einer Gemeinschaft zu reproduzieren – was auch misslingen kann und zur (z.B. für die deutsche Katastrophensoziologie typischen) Sichtweise von „Katastrophe“ als Wendemarke sozialen Wandels und gesamtgesellschaftlicher Sicherheitsverständnisse geführt hat:

Pulverexplosion von Oppau 1921, Zechenunglück auf „Minister Stein“ 1925, Chemnitzer Eisenbahnunglück 1925, Gasexplosion Hamburg-Wilhelmsburg 1928 – ihnen allen waren Tausende von kleineren Ereignissen vorausgegangen. Die zunehmende Häufigkeit und Schwere von gewerblichen und industriellen Unfällen führte insgesamt zu kollektiven Reaktionen – auch zu sanitätsdienstlichen Selbsthilfeorganisationen der Arbeiterschaft (Arbeiter-Samariterbund) und nachdrücklichen Forderungen nach einer Arbeits- und Unfallenschutzgesetzgebung. Zusammen mit wachsendem öffentlichem Druck führte die zunehmende Häufigkeit und Schwere von Kesselexplosionen, Bergbau- und Eisenbahnunglücken zur Einrichtung der staatlichen Gewerbeaufsicht, zu Verfahren der Materialprüfung und Normung und zu technischen Prüfvereinen, aus denen später der TÜV hervorging (vgl. Krankenhagen/Laube 1983).

So gesehen ist die Katastrophenforschung das Ergebnis einer neuen gesellschaftlichen Gefährdungsqualität, die sich aus dem Zusammenwachsen spezifischer Einzelgefährdungen ergeben hat. Infolge des Stadtbrands in Portsmouth (1803), verabschiedete sich eine ganze Population aus einer tradierten Sichtweise. Portsmouth brannte nicht, wie viele andere Städte vorher gebrannt hatten. Bevölkerungswachstum und Urbanisierung hatten Menschen, Material und Energie derart verdichtet, dass auch Wahrnehmung, Bewertung und Folgerungen „verdichtet“ worden waren. Auf die solcherart verändernde Wirklichkeit musste auch anders als nur mit Feuerschutz reagiert werden.

Aus der Problemlage „Brand“ war eine agglomerierte gesellschaftliche Problemlage entstanden, die einen entsprechend agglomerierten Lösungsdruck erzeugte. Wäre dieser Brand wie jeder andere wahrgenommen worden, hätte nicht der U.S.-Kongress mit einer Bundesgesetzgebung reagieren müssen. Inzwi-

schen haben sich die realen gesellschaftlichen Problemlagen abermals zu neuer Qualität verdichtet (vgl. Blaikie u.a. 1994). Angesichts schwindender Ressourcen (vor allem Wasser, Energie und Ackerboden), wachsenden Bevölkerungsdrucks, moralisch nicht mehr zu rechtfertigender Armut und Ungleichheit (vgl. Ziegler 2005) sowie eines globalen Verfalls rechtsstaatlich bezähmter Gewaltverwendung (vgl. Hoffmann-Riem 2006) hat sich Katastrophenforschung auch mit globalen, systemischen Prozessen zu befassen. Die nachindustrielle Moderne ist strukturell auf Funktionssicherheit weit über rein technische Ausfallsicherheit hinaus angewiesen. Katastrophenforschung gewinnt dabei eine zentrale Funktion als vorausschauendes Steuerungs- und Korrekturvermögen.

Die sozialwissenschaftliche Katastrophenforschung gewinnt dafür zunehmend an Bedeutung. Ins Zentrum aller Reflexion rücken der „menschliche Faktor“ und die Selbstthematisierung des anthropogenen Wirkens. Schon lange ist „Risiko“ der bewertende Maßstab gegenwärtigen und zukünftigen Handelns, von dem aus über Akzeptanz oder Aversion entschieden wird. Folglich gewinnt Risikokommunikation die Schlüsselrolle, um *stakeholder* zu einem gemeinsamen Risikomanagement zu bringen, bei dem nunmehr Risikovorsorge und Schadensvermeidung sowie Instrumente und Techniken im Vordergrund stehen, durch die Verletzlichkeit (*vulnerability*) gesenkt und Widerstandskraft (*resilience*) gestärkt werden können. Folgerichtig gewinnen auch vorausschauende Kapazitäten in Form von Gefährdungsanalysen, Frühwarnung und schneller Intervention an Bedeutung (vgl. Dams 2001; Plate/Merz 2001).

In diesem Zusammenhang stellen sich insbesondere auch neue Herausforderungen an bevölkerungszentrierte Kommunikation im Katastrophenmanagement. Dabei sind in erster Linie technologische Lösungen und bessere Vernetzung von Einsatzkräften ein Thema (siehe z.B. Bundesministerium für Bildung und Forschung 2009; Koch/Plass 2011).

Während bis Anfang der 1990er-Jahre katastrophenbezogene Kommunikation als informationsgestützte staatliche Intervention aufgefasst und betrieben wurde, die die Bevölkerung dazu motivieren sollte, behördlich erwünschte Schutzmaßnahmen umzusetzen, gilt seitdem die Art des pfadabhängigen soziokulturellen Kontexts der Kommunikation als wesentlicher Bestimmungsfaktor für effektive Kommunikation (Clausen/Dombrowsky 1990; Ruhrmann/Kohring 1996).

Die psychologische *human-factors*-Forschung konzentriert sich auf interpersonale Kommunikation in kritischen Situationen ebenfalls auf der Ebene von Verantwortlichen (z.B. Hofinger 2008: 129-151), betont aber neben der Interaktionskomponente (man kommuniziert nicht vom Einen zum Anderen, sondern miteinander) den wichtigen Charakter von Kommunikation als „Sicherheitsressource“ bzw. als „Ressource für sicheres Handeln“ (ebd.: 145 u. 148f.) und weist

damit auf eine der Perspektiven hin, die einen spezifischen Blickwinkel der sicherheitspolitischen Analyse auf Kommunikation ausmachen.

Die europäische Glaubwürdigkeitsempirie (European Commission 2009: 31) stützt allerdings nicht eines der zentralen sozialen Dogmen der Katastrophenforschung der USA, wonach die vertrauenswürdigsten Quellen Familie, Kollegen und Freunde sind: Nur 12 Prozent der EU-Bürgerinnen und Bürger halten diesen sozialen Kreis für den vertrauenswürdigsten Lieferanten von Hintergrundinformationen über Katastrophenrisiken. Am meisten vertraut wird europaweit der Wissenschaft (53 %) und dann mit einigem Abstand der nationalen Regierung (33 %), Journalisten (29 %) und EU-Institutionen (26 %). Für die deutsche Bevölkerung ist ebenfalls die Wissenschaft am glaubwürdigsten (53 %), allerdings gefolgt von Journalisten (34 %), während der Bundesregierung (28 %) und EU-Institutionen (21 %) weniger vertraut wird. Familie, Kollegen und Freunde sind für 14 Prozent die vertrauenswürdigste Quelle, was in etwa im EU-Durchschnitt liegt.

Ein weiterer wichtiger Blickwinkel liegt in der „demokratischen Sicherheit“ (Riescher 2010): Bürgerzentrierte Kommunikation im Katastrophenmanagement ist demnach im Kontext der Schaffung subjektiver Sicherheit als Angstbefreiung durch transformative Partizipation zu sehen, in deren Rahmen private Sicherheitsbedürfnisse in ein kollektives Gut überführt werden und Gemeinschaft entsteht (Brecht 2010). Aus Sicht bestimmter Zweige der Katastrophenforschung, insbesondere auch der anthropologischen Richtung, ist an der Erforschung von Kommunikation im Unterschied dazu gerade interessant, wie der kommunikative Umgang mit Unglücksfällen die Normalität der betreffenden Gesellschaft repräsentiert – zum Beispiel Ungleichheit und Unterordnungsverhältnisse – und sich in diesem Sinne innerhalb kultureller Vorkonfigurationen entwickelt (Oliver-Smith 2002 unter Verweis auf Hewitt 1983).

Auch aus Sicht erfahrener „Bedarfsträger“ wie dem damaligen Gouverneur von Pennsylvania, Richard Thornburgh, der mit dem Reaktorunfall auf *Three Mile Island* bei Harrisburg (1979) konfrontiert war, bringen Notfallstrategien nichts, sondern es komme, auch in der Kommunikation, auf eine „trusted ad-hocracy“ an, eine Art vertrauenswürdiger Krisenherrschaft des Inkrementalismus (Thornburgh 1987). Ebenso machte die Havarie des japanischen Atomkraftwerks Fukushima infolge eines tsunamiauslösenden Erdbebens (2011) aus Sicht der Katastrophenforschung etwa deutlich, dass generelle Kommunikationsrichtlinien für Betreiber und Behörden nichts bringen: Improvisation ist nötig, und im Zuge dessen müssen auch Fehler gemacht werden (dürfen) (Der Standard 2011).

In der Tat lassen die wenigsten Katastrophen den Verantwortlichen Zeit für die klassischerweise von der Katastrophenforschung empfohlene ideale Vorgehensweise (z.B. Chapman 1962: 7-22), nach dem Ereigniseintritt („*impact*“) erst

die „*inventory*“-Phase folgen zu lassen, Lagebilder abzugleichen, Abstimmungsverfahren durchzuführen und Rollenkonflikte zu lösen, bevor mit der – auch kommunikativen – Ereignisbewältigung begonnen wird. Eine grundlegende Richtlinie gibt es aber doch:

- Kommunikation vor allem als ein Instrument zu begreifen, die Bevölkerung zur aktiven Katastrophenbewältigung zu befähigen und als eine eigene Gruppe von kompetenten Endanwendern in ein integriertes sozio-technisches Warnsystem einzubinden (vgl. auch National Research Council of the National Academies 2006: 477 u. 481).
- Die Ansprüche dieser Gruppe von Endanwendern an Kommunikation müssen systematisch erhoben werden, anstatt Kommunikation auf die Steuerung mehr unterstellter als nachweisbarer zu Irrationalität neigender Reaktionsautomatismen wie Panik zu konzentrieren (National Research Council of the National Academies 2006: 486).

Zu unterstreichen sind außerdem die folgenden der von Aguirre (2004) vorgenommenen Ableitungen praktischer Empfehlungen aus dem sozialwissenschaftlichen Forschungsstand:

- Etablierung von Katastrophenschutz- und -erziehung der Bevölkerung im Alltag, mit regelmäßiger Kommunikation über Bedrohungen relevanter Sektoren kritischer Infrastruktur, greifbaren Beispielen für mögliche lebensnahe persönliche Konsequenzen von Katastrophenereignissen sowie darüber, wer in welcher Gefährdungszone lebt und welche Selbstschutzmaßnahmen grundsätzlich möglich und sinnvoll sind;
- Personalisierung von Risiken und entsprechende Gefährdungen in greifbaren, wahrscheinlichen Szenarien anstatt in Extremszenarien;
- Kommunikative Präsentation der möglichen ‚Krise‘ bereits in der ‚normalen‘ Zeit (und nicht erst bei Ereigniseintritt), um positiven sicherheitskulturellen Wandel der Gesellschaft zu fördern.

Literatur

- Aguirre, Benigno E. (2004): Homeland Security Warnings: Lessons Learned and Unlearned, in: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 22(2), 103-115.

- Bazerman, Max H./Michael D. Watkins (2004): *Predictable Surprises. The Disasters You Should Have Seen Coming and How to Prevent Them*. Boston, MA: Harvard Business Schools Press.
- Blaikie, Piers/Terry Cannon/Ian Davis/Ben Wisner (Hg.) (1994): *At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability, and Disasters*. London: Routledge.
- Bonansinga, Jay (2004): *The Sinking of the Eastland. America's Forgotten Tragedy*. New York: Citadel Press/Kensington Books.
- Brecht, Lukas (2010): *Demokratische Sicherheit. Theoretische Positionen im Anschluss an Barber, Etzioni und Sartori*, in: Gisela Riescher (Hg.): *Sicherheit und Freiheit statt Terror und Angst. Perspektiven einer demokratischen Sicherheit*. Baden-Baden: Nomos, 177-201.
- Buford, Cary Clive (1949): *The Chatsworth Wreck: a Saga of Excursion Train Travel in the American Midwest in the 1880s*. Fairbury, IL: Blade.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2009): *58 Millionen Euro für Innovationen im Katastrophenschutz. BMBF fördert maßgeschneiderte Lösungen für Sicherheits- und Rettungskräfte*. Pressemitteilung Nr. 158, <http://www.bmbf.de/press/2601.php> (letzter Zugriff: 03.07.2013).
- Chapman, Dwight D. (1962): *A Brief Introduction to Contemporary Disaster Research*, in: George W. Baker/Dwight W. Chapman (Hg.) (1962): *Man and Society in Disaster*. New York: Basic Books, 3-22.
- Clary, Bruce B. (1985): *The Evolution and Structure of Natural Hazard Policies*, in: *Public Administration Review* 45, Special Issue: *Emergency Management: A Challenge for Public Administration*, 20-28.
- Clausen, Lars/Wolf R. Dombrowsky (1983): *Einführung in die Soziologie der Katastrophen*. Bonn: Bundesamt für Zivilschutz.
- Clausen, Lars/Wolf R. Dombrowsky (1990): *Zur Akzeptanz staatlicher Informationspolitik bei technischen Großunfällen und Katastrophen*. Bonn: Bundesamt für Zivilschutz.
- Dams, Theodor (2001): *Die entwicklungspolitische Dimension der Katastrophenvorbeugung*, in: Erich J. Plate/Bruno Merz (Hg.): *Naturkatastrophen. Ursachen – Auswirkungen – Vorsorge*. Stuttgart: Schweizerbarthsche Verlagsbuchhandlung, 247-272.
- Der Standard (2011): *Kritik an Tepco und japanischer Informationspolitik. Verbeugen, entschuldigen und vor allem löschen*, in: *Der Standard*, 18. März, Thema Japan, 4.
- Dombrowsky, Wolf (2004): *Entstehung, Ablauf und Bewältigung von Katastrophen. Anmerkungen zum kollektiven Lernen*, in: Christian Pfister/Stephanie Summermatter (Hg.): *Katastrophen und ihre Bewältigung. Perspektiven und Positionen*. Bern u.a.: Haupt, 165-184.
- Dombrowsky, Wolf R. (1989): *Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Dombrowsky, Wolf R. (1995): *Zum Teufel mit dem Bindestrich. Zur Begründung der Katastrophen(-)Soziologie in Deutschland durch Lars Clausen*, in: ders./Ursula Paseiro (Hg.): *Wissenschaft, Literatur, Katastrophe. Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Lars Clausen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 108-122.

- Douglas, Mary/Aaron Wildavsky (1982): *Risk and Culture. An Essay on the Selection of Technological and Environmental Dangers*. Berkeley, CA u.a.: University of California Press.
- European Commission (2009): *Civil Protection. Full Report. Special Eurobarometer 328, Wave 72.2*, http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_328_en.pdf (letzter Zugriff: 05.08.2013).
- European Communities (2006): *Meeting the Challenge: The European Security Research Agenda. A Report from the European Security Research Advisory Board*, http://ec.europa.eu/enterprise/policies/security/files/esrab_report_en.pdf (letzter Zugriff: 03.07.2013).
- Felgentreff, Carsten/Wolf R. Dombrowsky (2008): *Hazard-, Risiko- und Katastrophenforschung*, in: Carsten Felgentreff/Thomas Glade (Hg.): *Naturrisiken und Sozialkatastrophen*. Heidelberg: Spektrum, 13-29.
- Godschalk, David R./Timothy Beatley/Philip Berke/David J. Brower/Edward J. Kaiser (Hg.) (1999): *Natural Hazard Mitigation. Recasting Disaster Policy and Planning*. Washington, D.C.: Island Press.
- Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hewitt, Kenneth (Hg.) (1983): *Interpretations of Calamity*. Winchester: Allen and Unwin.
- Hoffman, Susanna M./Anthony Oliver-Smith (Hg.) (2001): *Catastrophe and Culture. The Anthropology of Disaster*. Santa Fe, NM: School of American Research Press.
- Hoffmann-Riem, Wolfgang (2006): *Freiheit und Sicherheit im Angesicht terroristischer Anschläge*, in: Erwin Müller/Patricia Schneider (Hg.): *Die Europäische Union im Kampf gegen den Terrorismus. Sicherheit vs. Freiheit?* Baden-Baden: Nomos, 33-42.
- Hofinger, Gesine (2008): *Kommunikation*, in: Petra Badke-Schaub/dies./Kristina Lauche (Hg.): *Human Factors. Psychologie sicheren Handelns in Risikobranchen*. Heidelberg: Springer, 131-151.
- Koch, Rainer/Marco Plass (2011): *Risikofaktor Informationsmanagement?*, in: Peter Zoche/Stefan Kaufmann/Rita Haverkamp (Hg.): *Zivile Sicherheit. Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken*. Bielefeld: transcript, 180-191.
- Krankenhagen, Gernot/Horst Laube (Hg.) (1983): *Werkstoffprüfung. Von Explosionen, Brüchen und Prüfungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Luhmann, Niklas (1990): *Soziologische Aufklärung, Bd. 5: Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Myrdal, Gunnar (1971): *Objektivität in der Sozialforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- National Research Council of the National Academies (2006): *Facing Hazards and Disasters. Understanding Human Dimensions. Committee on Disaster Research in the Social Sciences: Future Challenges and Opportunities*. Division on Earth and Life Studies. Washington, DC: The National Academies Press.
- Oliver-Smith, Anthony (2002): *Theorizing Disasters. Nature, Power, and Culture*, in: Susanna M. Hoffman/ders. (Hg.) (2001): *Catastrophe and Culture. The Anthropology of Disaster*. Santa Fe, NM: School of American Research Press, 23-47.
- Plate, Erich J./Bruno Merz (Hg.) (2001): *Naturkatastrophen. Ursachen – Auswirkungen – Vorsorge*. Stuttgart: Schweizerbarthsche Verlagsbuchhandlung.

- Platt, Rutherford H. (1999): *Disasters and Democracy. The Politics of Extreme Natural Events*. Washington, D.C.: Island Press.
- Prince, Samuel Henry (1920): *Catastrophe and Social Change Based on a Sociological Study of the Halifax Disaster*. New York: Columbia University Press.
- Quarantelli, Enrico L. (1960): A Note on the Protective Function of the Family in Disasters, in: *Marriage and Family Living* 22(3): 263-264.
- Quarantelli, Enrico L. (2005): A Social Science Research Agenda for the Disasters of the 21st Century: Theoretical, Methodological and Empirical Issues and Their Professional Implementation, in: Ronald W. Perry/Enrico L. Quarantelli (Hg.): *What is a Disaster? New Answers to Old Questions*. [Philadelphia, PA]: Xlibris, 325-396.
- Riescher, Gisela (Hrsg.) (2010): *Sicherheit und Freiheit statt Terror und Angst. Perspektiven einer demokratischen Sicherheit*. Baden-Baden: Nomos.
- Rodríguez, Havidan/Enrico L. Quarantelli/Russel R. Dynes (Hg.) (2006): *Handbook of Disaster Research*. New York: Springer.
- Ruhrmann, Georg/Matthias Kohring (1996): *Staatliche Risikokommunikation bei Katastrophen*. Bonn: Bundesamt für Zivilschutz.
- Sander, Friedrich (1928): Experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie, in: *Bericht über den 10. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Bonn 1927*. Jena: Fischer, 23-87.
- Singleton, Jeff (2000): *The American Dole: Unemployment Relief and the Welfare State in the Great Depression*. Westport, CT/London: Greenwood Press.
- Sivakumar, Mannava/Raymond P. Motha/Haripada P. Das (Hg.) (2005): *Natural Disasters and Extreme Events in Agriculture*. Berlin u.a.: Springer.
- Sjoberg, Gideon (1962): Disaster and Social Change, in: George W. Baker/Dwight W. Chapman (Hg.): *Man and Society in Disaster*. New York: Basic Books, 356-384.
- Stallings, Robert A. (Hg.) (2002): *Methods of Disaster Research*. [Philadelphia, PA]: Xlibris.
- Terriff, Terry/Stuart Croft/Lucy James/Patrick M. Morgan (1999): *Security Studies Today*. Cambridge: Polity.
- Thornburgh, Richard (1987): The Three Mile Island Experience: Ten Lessons in Emergency Management, in: *Industrial Crisis Management* 1(1): 5-13.
- Weber, Max (1968 [1904]): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, in: *Max Weber: Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik*. Mit einer Einleitung von Eduard Baumgarten. Herausgegeben und erläutert von Johannes Winckelmann. 4. Aufl. Stuttgart: Kröner, 186-262.
- Ziegler, Jean (2005): *Das Imperium der Schande*. München: Bertelsmann.